

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 170 (1897)

Artikel: Eine Episode aus der Zeit der Internierten in Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Episode aus der Zeit der Internierten in Bern.

I.

Anlässlich der 25jährigen Gedächtnisfeier des Überganges der Bourbakiarmee in die Schweiz ist es wohl am Platz, auch im Kalender ein Wort darüber zu bringen. Es soll bei denjenigen, die es mit erlebt haben, alte Erinnerungen auffrischen und der jungen Generation dieses kleine, aber an erhebenden Momenten so reiche Stück vaterländischer Geschichte neu vor Augen führen. Unsere kleine Schweiz spielte während des welterschütternden deutsch-französischen Krieges, der für Frankreich so verhängnisvoll werden sollte, eine Rolle, die ihr die Achtung aller übrigen Nationen erwarb und auf welche wir mit dem Bewusstsein treu erfüllter Pflicht, sowohl gegen das Vaterland, als auch gegen die heiligen Gesetze der Menschen- und Feindesliebe, mit berechtigtem Hochgefühl zurück sehen dürfen. Die rasche Grenzbesetzung, der Empfang und die Entwaffnung der unglücklichen bourbakischen Ostarmee, welche die Preußen gegen das Grenzdorf Verrières gedrängt hatten, war ein strategisches Meisterwerk, das dem Schweizervolk seine Neutralität bewahrte und damit die Leistungsfähigkeit seiner Leiter glänzend bewies.

Und ein noch höheres, heiligeres Gefühl als das der Vaterlandsliebe, die hochherzigste Menschenliebe war es, welche unsere Häupter, unser ganzes Volk bestimmte, die armen, hungernden, frierenden Scharen nicht nur aufzunehmen und durch die Schweiz zu verteilen, sondern auch aufs humanste zu verpflegen.

Es war ein elendes, reduziertes Völkchen, das an einem düstern Februartag des Jahres 1871 am Güterbahnhof in Bern ausgeladen wurde. Viele der unglücklichen französischen Soldaten waren infolge erfrorener Glieder oder schlecht geheilter Wunden nicht im stande, zu marschieren. Den jammervollsten Anblick boten die Pferde. Sie hatten sich gegenseitig Schwänze und Mähnen abgefressen, sie benagten Holz, Leder, kurz beinahe alles, was in den Bereich ihrer Zähne kam. Manchen dieser Tiere wurde beim Abheben der Sättel, die wochenlang auf ihren Leibern gelegen hatten, das lebendige Fleisch des Rückens mit weggerissen. Bis zu Gerippen abgezehrt, mit faulenden Gebrethen und mit Wunden, berebter

in ihrer Stummheit als die lauteste Klage, waren diese elenden Geschöpfe eine furchtbare Illustration der Folgen eines Krieges, der, um einer Bagatelle begonnen, von den meisten seiner Opfer mitgemacht wurde, ohne daß sie begriffen, warum.

Es giebt heutigestags noch viele, welche die Notwendigkeit eines Völkerrkrieges mit dem Argument zu verteidigen suchen, daß durch einen solchen die höchsten menschlichen Eigenschaften, Mut, Erbarmen, Selbstaufopferung, zur schönsten Offenbarung gebracht würden. Wenn es nötig ist, daß Brüder eines und desselben Menschengeschlechts — Kinder eines allbarmherzigen Vaters — Pilger nach einem gemeinsamen Endziel — sich gegenseitig auf die brutalste, grausamste Weise zerstören, daß das Glück unzähliger Familien zu Grunde gehen muß, damit einige wenige im höchsten Glanz ihrer Vorzüge strahlen können, so hat der Krieg allerdings seine Existenzberechtigung, und der Friede, der nicht im stande wäre, solche edeln Früchte zu zeitigen, verdiente in Wahrheit ein fauler genannt zu werden. Dieser Schluß ist aber ein falscher, denn wo die Keime zu den höchsten Tugenden vorhanden sind, da offenbaren sie sich auch in Friedenszeiten. Es giebt genug Elend auf dem schönen Stern, Erde genannt, der uns während der kurzen Zeit unseres körperlichen Daseins beherbergt. Wenn der Mensch aber das Elend mit Wissen heraufbeschwört, da liegt es nicht mehr in seiner Macht, ihm Einhalt zu gebieten. Es fallen alle gesetzlichen Schranken, Rohheit und Bestialität werden entfesselt und reißen Menschen zu Thaten hin, ob denen ihnen bei ruhigem Blut grauen würde.

Ein drastisches Beispiel von Demoralisation waren die Offiziere der bourbakischen Ostarmee. Raum in Bern angekommen, überfluteten sie die Gasthöfe, spielten Billard, tranken Champagner und bekümmerten sich nicht um ihre Untergebenen, die dicht unter ihren Augen an den Nachwehen des grausamen Krieges litten. Mit hochmüthiger Selbstüberhebung und cynischer Indolenz überließen sie ihre eigenen Landsleute fremder Barmherzigkeit.

Diese kam denn auch überall in allen Ortschaften, zu Stadt und Land, wo die bourbakische Armee interniert war, zur schönsten Blüte. In Bern wurden die Internierten vorläufig in

Kirchen, Kasernen und Schulhäusern und später in eigens dazu errichteten Baracken auf dem Beundenfeld untergebracht. Und zwischen den Gruppen der erschöpften Krieger gingen Männer und Frauen mit Proviantkörben, teilten Speisen und Getränke aus, verbanden Wunden und hüllten die Halberfrorenen in warme Decken und Kleider.

Es liegt nicht in unserer Absicht, hier alles aufzuzählen, was an den Armen gethan wurde, nur eine hübsche Episode, welche wohl den meisten unserer Leser unbekannt sein dürfte, möchten wir hier hervorheben.

Damals lebte in der Lorraine in Bern eine junge Witwe, die sich und ihren Knaben Felix sehr kümmerlich mit Stundengeben ernährte. Am Tage der Ankunft der Internierten kam letzterer atemlos heimgelant. Es war ein schwächlicher, hochaufgeschossener Junge mit nur zu glänzenden Augen und zu raschem, fliegendem Farbwechsel auf den gewöhnlich blassen Wangen. Schon auf der Treppe rief er seiner Mutter zu, sie solle schnell Milch wärmen für die verhungerten Soldaten, die eben angekommen waren.

Die Mutter fragte ihn lachend, ob er meine, sie solle in ihrer Pfanne für das ganze Regiment kochen.

Felix lachte ebenfalls. „Natürlich nicht für alle, aber doch für einige. Denk', Mutter, vom Güterbahnhof bis zum Waisenhausplatz ist alles mit Soldaten dicht belagert. Auf dem Bärenplatz sind Kavalleristen, die haben weiße Mäntel an. Und elend und verhungert sind sie! Und zerrissen und zerlumpt sind sie! Und die Beine gucken ihnen bei den Schuhen heraus!

Die Mutter füllte ihm rasch einen Proviantkorb mit Milch, Brot und einem Würstchen, welches zum Mittagessen für den kommenden Tag bestimmt gewesen war.

Felix rannte damit nach der Kaserne, wohin mittlerweile die meisten Internierten geführt worden waren. Suchend irrte er zwischen den malerischen Gruppen umher, wer wohl der Erquickung am bedürftigsten wäre. Aber niemand schien auf ihn gewartet zu haben, alle waren schon versorgt. Endlich entdeckte er zwei Männer, die bisher durch ihre stolze Haltung jede Annäherung verhindert hatten. Jetzt aber sank der eine plötzlich vor Erschöpfung zu Boden. Der

andere hielt ihn in seinen Armen, stützte sein Haupt und schaute sich suchend um Hilfe um. Diesem letzteren bot Felix stumm und verschämt seine Milch an. Der Soldat nahm den Topf, ohne den Geber anzusehen, und ließ seinen Kameraden trinken. Der Erschöpfte schlürfte die Milch in gierigen Zügen bis auf den letzten Tropfen aus.

„Jetzt habe ich keine mehr für Sie“, sagte Felix, vergeßend, daß ihn der Franzose nicht verstehen konnte.

Aber der Franzose hatte ihn verstanden. Zwar nicht die Worte, wohl aber die bedauernden Mienen, den vor Mitleid feuchten Blick. Er machte einige sprechende Zeichen, die nicht minder verständlich waren. Mit lebhaften Gebärden deutete er an, daß er für sich selbst nichts bedürfe, wenn nur sein Freund gesättigt sei. Felix servierte nun Brot und Würst, beides wurde aber von dem Kranken verschmäht. Jetzt erst biß der Gesunde mit vollen, prächtigen Zähnen hinein und ließ die Speisen mit fabelhafter Schnelligkeit verschwinden. Nach diesem Verteilungskrieg reichte der Soldat dem Knaben zum Danke die Hand und beide sahen sich — wie magnetisch voneinander angezogen — tief in die Augen. Der Blick des Soldaten suchte hinter spöttischer Selbstironie heißen Seelenschmerz zu verbergen, der des Knaben drückte rüchhaltlose Bewunderung aus. Nach einer stummen Pause sagte der Franzose lakonisch:

„Gaston Leuba.“

„Felix Winter“, war des Knaben prompter Antwort.

Nun mußten beide über diese Vorstellung lachen und Gaston beugte sich plötzlich nieder und küßte den Knaben auf den Mund. Dieser wurde dadurch wie elektrifiziert. Er zog seine warme Jacke aus und schob sie dem Kranken unter den Kopf. Ja, er wollte sich in seiner Begeisterung auch noch seiner gestrickten Weste entledigen, was ihm aber Gaston wehrte. Der Kranke, der deutsch verstand, dankte herzlich und Felix wagte die Frage, was ihm fehle und ob er nicht noch etwas für ihn thun könne. Da vernahm er denn, daß der Arme vor Belfort einen Schuß in die Brust bekommen habe, daß die Kugel zwar entfernt und die Wunde zugeheilt gewesen wäre, aber durch den Transport wieder aufgebrochen sei und gerade tief genug klasse, um



ihn bald für immer diesem Schauplatz des Elends zu entrücken.

Hier aber widersprach Gaston seinem Gefährten mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Aber der Kranke lächelte so hoffnungsvoll, als ob er sich freue, jenes geheimnisvolle Gestade zu erreichen, von dem keine Wiedertehr ist. Er drückte seinem Freunde die Hand und schloß dann seine dunkelblauen fiebergänzenden Augen.

Jetzt legte Gaston den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß Felix nicht mehr sprechen dürfe. Dann winkte er einigen Trägern, die mit Bahren gekommen waren, um die Kranken in das schnell improvisierte Lazarett zu bringen. Felix mußte sich verabschieden, aber er schrieb Gaston seine Adresse auf und bat ihn durch Zeichen um seinen Besuch. Der Soldat versprach ihm mit festem Händedruck und zusagendem Kopfnicken, zu kommen.

Unterdessen war die Mutter sehr besorgt geworden. Sie fürchtete schon, ihr ungestümer Knabe

sei irgendwo zu Schaden gekommen. Als er nun endlich heimdärmlich ins Zimmer stürzte und vor Bewegung kaum sprechen konnte, schickte sie ihn sofort zu Bett und kochte ihm Hollunderblütenthee. Aber Felix bat sie dringend, ihn ruhig zu lassen und noch diesen Abend in die Kaserne zu gehen, um den verwundeten Soldaten zu pflegen, denn auf der ganzen Welt verstehe das niemand so gut wie sie.

„Gutes Kind,“ sagte die Mutter, „ich kann nicht allein unter diese Franzosen gehen. Es würde sich nicht schicken und ist wahrscheinlich auch nicht erlaubt.“

„Nicht schicken? — Es ist doch eine gute That und das Gute soll man thun, ohne lange zu fragen, ob es sich schicke oder nicht. Das hast du mir selbst gesagt, Mutter.“

Diese unerwartete Schlagfertigkeit verblüffte die Mutter. Zum erstenmal empfand sie, daß die Erziehung intelligenter Kinder kein ganz leichtes Ding sei. Sie fragte sich, ob sie wohl

der schweren Aufgabe gewachsen sei, ob sie Konsequenz und Selbstbeherrschung genug besitze, zwei Eigenschaften, die man nur zu geneigt ist, den Frauen abzusprechen.

Felix ließ nicht nach mit Bitten. „Nicht wahr, Mutterli, du willst hingehen, dann stirbt er vielleicht nicht.“

„Es freut mich, Felix, daß du einen so großen Glauben an meine Fähigkeit, Kranke zu heilen, hast. Aber wenn ich auch gehen wollte, so würde man mich gewiß zurückweisen.“

„Du brauchst nur den Platzkommandanten zu fragen, der wird es dir gewiß erlauben. Wenn du gesehen hättest, wie die beiden Freunde sich lieben, so würdest du den Sterbenden zu retten suchen.“

„Ich bin nicht allmächtig, mein Herzensjunge. Es sind gewiß geschickte Ärzte zur Stelle, die werden alles aufbieten, um das Leben deines Schütlings zu erhalten. Ich aber könnte nichts ausrichten und wäre vielleicht nur im Weg.“

„So könntest du doch französisch mit ihnen sprechen. Herr Gaston Leuba versteht kein Wort deutsch. Er redet nur durch Zeichen und hat solche Augen, die einem die Gedanken vom Gesicht ablesen können. Wir haben uns ganz gut verstanden, denn er kann einem durch und durch sehen.“

Die Mutter war nun selbst begierig geworden, diesen interessanten Fremden kennen zu lernen. Zweimal begleitete sie Felix zu den Baracken hinaus, allein es gelang ihnen nicht, den Aufenthalt der jungen Männer zu ermitteln. Der nervöse, empfindsame Junge war durch diese Enttäuschung so aufgeregt worden, daß er kaum mehr schlafen konnte. Aber es verging mancher Tag, und Mutter und Sohn hatten schon jede Hoffnung aufgegeben, daß Gaston Wort halten werde, da erschien endlich der ersehnte Besuch. Sie saßen im Dämmerlicht des frühen Winterabends und hatten die Lampe noch nicht angezündet, um Petrol zu sparen. Da hörten sie eine fremde Stimme auf der Treppe sich in französischer Sprache nach ihrer Wohnung erkundigen.

„Er ist's! er ist's!“

Felix war mit einem Sprung an der Thüre, riß sie auf — und die hohe Gestalt Gastons trat über die Schwelle.

Frau Winter erhob sich und ihr freundlicher, französischer Willkommensgruß vermittelte so-

gleich einen ungezwungenen Verkehr, wie er sich oft nach langer Bekanntschaft nicht einstellt. Das Gespräch wurde französisch geführt und die Mutter übersetzte dem enthusiastischen Knaben, was dieser aus Tonfall und Mienenspiel nicht selbst erraten konnte. Gaston war tief traurig. Heute hatte er seinen Freund begraben. Da hatte es ihn nicht draußen unter den Kameraden gelitten, wo er sich nun doppelt vereinsamt fühlte. Und so erlaubte er sich denn, Sympathie bei seinem jungen Freunde zu suchen. Frau Winter wollte ihn trösten, allein er wehrte jeden Trost ab.

„Madame, Sie wissen nicht, was ich verloren habe. Ich bin schuld an meines Freundes Tod. Er ist für mich gestorben.“

„Das ist furchtbar.“

„Und ich hätte es vermeiden können, wenn meine Eitelkeit mich nicht verhindert hätte, auf ihn zu hören. Die preussische Kugel, die ihn traf, war mir bestimmt gewesen. Es war bei Fort Berches, in der Nähe von Belfort, das die Preußen besetzt hatten. Ich wollte auf eigene Rechnung ein Bravourstück vollbringen und mich in die Laufgräben schleichen, um zu rekonoszieren. Emile wehrte es mir, denn er wußte, daß ich als Spion erschossen würde, wenn die Preußen mich ertappten. Als sein Abwehren nichts half, begleitete er mich und wich nicht von meiner Seite. Er sah den versteckten Gewehrlauf auf mich gerichtet und fing die Kugel mit seinem Leibe auf. Es gelang mir zwar wohl, ihn aus dem Bereich des Feindes zu schleppen, aber nicht aus dem Bereich des Unbestechers, Tod genannt. — — — Ah, Madame, ich wünschte nichts, als ihm folgen zu können. — — — Was thu' ich hier ohne ihn? Er war mir mehr als Freund, er war ein Teil meiner selbst. Ich habe heute ein Stück von meinem Herzen begraben — das beste Stück — Madame!“

„Ich bin Witwe, Monsieur, ich weiß, was es heißt, sein Liebstes zu verlieren.“

„Sie haben noch einen Sohn, ich aber bin ganz verwaist. Ich habe auf dieser weiten Gotteserde nichts und niemand mehr zu verlieren. Das Vaterland ist hin! — — — Emile ist hin! — — — was soll ich noch hier?“

„Sie sind noch jung, Sie werden neue Freunde gewinnen.“

„Ich glaube es nicht und ich wünsche es nicht. Ich habe keinen Wunsch als zu sterben,



um in derselben Erde zu ruhen, wo er ruht. Hier könnte es mir gefallen, zu liegen, bis Reveille geblasen wird am großen Auferstehungstag. Hier habe ich gute und kluge Menschen gefunden. Wir Franzosen nennen uns hochmütig: la grande nation. Wir glauben, keine andere Nation komme uns an Mut, Stärke und Geist gleich. Namentlich halten wir die Schweizer für ein rohes, halbwildes Hirtenvolk. Und nun finde ich diese Schweizer uns Franzosen an Bildung weit überlegen. Hier in Bern spricht beinahe jeder Arbeiter französisch, während bei uns nicht einmal die bevorzugten Klassen deutsch lernen. Sie, Madame, sprechen meine Sprache wie eine geborne Pariserin, ich aber verstehe nicht ein Wort Ihres melodisch klingenden Deutsch.“

Trotz ihrer tiefen Traurigkeit mußte die Witwe lachen. „Wir Berner sind unserer me-

lodischen Sprache wegen nicht gerade berühmt, Monsieur.“

„Das kann ich nicht beurteilen, ich weiß nur, daß mir diese Sprache in Ihrem Munde wie Musik klingt. Wenn Sie mit Ihrem Sohne sprechen, so zittert eine Erinnerung an die Stimme meiner Mutter durch mein Herz. Die Bäume rauschen wie ehemals um das Dach meiner heimatlichen Hütte — ich bin wieder daheim — bin wieder ein Kind.“

„Sie sind ein Poet, Monsieur.“

„Ich nicht, aber mein Freund Emile war Dichter. O ein großer Dichter! Zwar hat er nie Verse geschrieben, aber die ganze Natur war für ihn ein einziges, großes Gedicht. — Ach Emile, Emile, mein Knabe, mein Bruder, mein Liebling!“

Gaston schwieg und bedeckte sein energisches,

ausdrucksvolles Gesicht mit der Hand. Weder Mutter noch Sohn wagten sein Schweigen zu unterbrechen. Endlich fuhr er fort.

„Er hatte etwas unaussprechlich Anziehendes in seinem Wesen. Ich habe niemand gekannt, der seinem Lächeln widerstehen konnte. — Und dahin! dahin! — Dieses Lächeln ausgelöscht aus der Schöpfung für ewig! — Können Sie diesen Gedanken fassen, Madame? — Für ewig dahin!“

„Nein,“ sagte die Witwe ernst, „denn ich glaube an ein Wiedersehen.“

„O, wenn ich auch daran glauben könnte! Diese Zweifel zerreißen mein Herz.“

„Hat nicht jedermann diesen Wunsch, wenn er seine Lieben verliert, Monsieur?“

„Den Wunsch — ja.“

„Nun denn, Monsieur, wenn wir Gottes Schöpfung betrachten, so erkennen wir, daß nichts umsonst vorhanden ist. Alles ist logisch im Schöpfungsplan, alles ergänzt sich, alles greift ineinander wie die Räder in einem Uhrwerk. Und Gottes Wort kommt unserm eigenen Wunsch entgegen und lehrt uns, daß es ein Fortbestehen nach dem Tode giebt. Und so hat auch der Wunsch nach einem Wiedersehen unserer Lieben seine heilige Berechtigung, sonst wäre er nicht vorhanden.“

„Merci, madame, merci! Ihre Worte sind mir in meinem zerrissenen Seelenzustand wie ein Gnadengeschenk, wie eine Botschaft von Oben. — — Aber ich belästige Sie schon allzulange, ich muß eilen, wenn ich rechtzeitig im Lager sein will.“ Und seine hervorstürzenden Thränen verbergend, eilte er hastig — fast ohne Gruß — hinaus.

„Ob er wiederkommen wird?“ fragte sich die Witwe und blickte träumerisch durch die dunkle Winternacht hinauf zum sternlosen Februarhimmel.

Ein unterdrücktes Schluchzen weckte sie auf. Es war Felix, der sich aufs Bett geworfen hatte, wo er umsonst den unverstandenen Schmerzkrampf seines jungen Herzens zu ersticken suchte.

„Mein Gott, Kind, was fehlt dir?“

„Nichts!“

„Doch, doch, mein Liebling!“ Und die Mutter hob den sich heftig Sträubenden auf und legte ihre weiche Wange an sein nasses Gesicht.

Aber Felix wandte sich ab und stieß abgebrochen, wild, wie im heftigen Zorn die Worte hervor: „Laß mich! — Du hast mich doch nicht mehr lieb!“

„Aber Kind, Kind, was bringt dich auf diesen Gedanken?“

„Du hast den fremden Mann lieber als mich.“

Sie erschrak bis ins Herz hinein. — Das Verhängnis war hereingeschritten in Gestalt des fremden Mannes, den ihr Felix selbst zugeführt. Sie fühlte es mit süßem Schreck und doch ging ein herbes Weh zugleich durch ihre Seele.

II.

Und der stolze Krieger, welcher diesen Schatten der kommenden Ereignisse vorausgeworfen hatte, war nun allabendlich im Stübchen der Witwe anzutreffen. Sein energisches Gesicht glühte, wenn er ihr von seinem dahingegangenen Freund und von ihren gemeinschaftlichen Waffenthaten erzählte. Das Blitzen seiner Augen und Zähne war dann unwiderstehlich, und trotz der Unregelmäßigkeit seiner Züge machte er den Eindruck großer, männlicher Schönheit. Er wäre sehr verwundert gewesen, hätte man ihm gesagt, daß es nur die Gegenwart der jungen Frau war, welche sein innerstes Wesen zu solchem Ausdruck brachte. Noch redete er sich ein, daß Leben habe keine Reize mehr für ihn — noch glaubte er, die ganze Innigkeit seines Herzens nur seinem verlorenen Freunde zu widmen. Und doch hätte ihn das Wohlbefinden, das er in der Nähe der Witwe empfand, das Glück, mit dem ihn ihr Verständnis erfüllte, belehren müssen, daß die Vergangenheit bald vor dem allmächtigsten aller irdischen Triebe versinken werde.

Und sie — das holde Weib — die jugendliche Mutter, die dieses Wunder bewirkt hatte — sie that ihrem Herzen Gewalt an um ihres Kindes willen. Seine Gesundheit war so zart, die Aufregung schadete ihm so sehr, daß die Mutter fühlte, sie müsse ihn schonen, wenn sie ihn nicht verlieren wolle.

Aber mit düsterem Blick saß das wunderliche Kind allabendlich zwischen der Mutter und ihrem Gast und verschlang jedes Lächeln, das sie zusammen wechselten. Er hatte bisher allein im Herzen seiner Mutter geherrscht und er wollte ihre Liebe mit keinem Eindringling teilen, so

sehr er denselben auch bewundern mochte. Solche heftige, impulsive, glühende Naturen sind niemals glücklich. Sie geben sich allzusehr hin, sie finden zu wenig Verständnis, sie erfahren zu viele Enttäuschungen und müssen deshalb allzusehr leiden. Die Mutter dankte Gott, als die Zeit des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Deutschland kam und die Internierten sich zum Abzug rüsteten. Es mußte ein Ende gemacht werden — aber der Entschluß kostete sie einen schweren Seelenkampf.

Als Felix am Tage des Abzugs den Gastfreund umsonst unter den scheidenden Truppen gesucht hatte und sehr enttäuscht nach Hause kam, sah sein inquisitorisches, eifersüchtiges Auge, daß die Mutter geweint hatte. Sie schloß ihn wieder einmal ganz besonders zärtlich in ihre Arme und er gab sich ihren Liebkosungen wie früher hin.

„Ich hätte ihn so gerne noch einmal gesehen, Mutter.“

„Das wundert mich, du bist in der letzten Zeit immer so unfreundlich gegen ihn gewesen.“

„Eben deshalb. Ich hätte ihm so gerne gesagt, wie sehr es mir leid ist.“

„Nun, vielleicht hast du später einmal Gelegenheit, es ihm zu sagen.“

„Hast du geweint, Mutter, weil er ohne Abschied von uns abgereist ist?“

Sie schloß ihn noch näher, noch zärtlicher an ihr Herz. „Er ist nicht ohne Abschied abgereist“, sagte sie leise.

Wie von einem Pfeile getroffen fuhr Felix auf.

Die Mutter aber hielt seinen rebellischen Kopf mit beiden Händen fest und sagte mit sanfter Zärtlichkeit:

„Er wird wiederkommen. Er hat versprochen, dein Vater zu werden, mein Kind.“

„Das kann er nicht. Wie kann ein fremder Mann mein Vater werden? Ich habe schon einen Vater.“

„Dein zweiter Vater, Felix, denn er liebt dich sehr.“

„Ich brauche nicht zwei Väter. Du hast ja gesagt, mein eigener Vater sei im Geiste immer um mich.“

Eine leise Röte flog über die Stirn der Mutter, als er sie so mit ihren eigenen Worten schlug.

„Komm' her, du böser Junge, und begreife, daß du dennoch einen zweiten Vater nötig hast.“

Schau', eine einsame Frau, eine Witwe hat ein sehr schweres Leben. Ich kann dich nicht erziehen, wie ich es gerne möchte, denn die Arbeit einer Frau wird so schlecht gelohnt, daß es kaum zum dürftigsten Lebensunterhalt hinreicht. Das kleine Erbe, welches uns dein Vater hinterließ, ist uns von unredlichen Verwandten streitig gemacht worden. Ach, eine verteidigungslose, verlassene Frau muß alles über sich ergehen lassen.“

„Warte, bis ich ein Mann bin, Mutter, dann werde ich die schlechten Leute strafen und für dich sorgen.“

„Liebes Kind, das eben ist's, was mir oft den Schlaf meiner Nächte raubt. Es fehlen mir die Mittel, um dich zu einem tüchtigen Mann zu erziehen. Nun kommt dieser Fremde — dieses edle, gute, selbstverleugnende Herz — du hast ihn ja auch auf den ersten Blick liebgewonnen, so wie er dich. Dieser Mann hat mir versprochen, dich wie einen Sohn zu halten, wenn wir ihm beide nach dem südlichen Frankreich folgen wollen, wo er ein kleines Nebgut besitzt. Dort wird deine schwache Gesundheit sich kräftigen, denn dort giebt's keinen Winter mit Schnee und Eis. Dort wirst du glücklich und froh aufwachsen können. — Dieses alles habe ich in reifliche Erwägung gezogen und habe Gaston heute mein Jawort gegeben.“

„Ich weiß schon, du wirst ihn heiraten, aber deshalb ist er doch nicht mein Vater. Wenn du dem Vater nicht treu bleibst, so bleibe ich ihm doch treu.“

„Mußt du mir jetzt das Leben so sauer machen, jetzt, wo es für uns beide so schön sein könnte. Du wirst dich fügen, weil es zu deinem Besten geschieht.“

Felix sagte kein Wort mehr. Man wundere sich nicht über seine frühreife Charakterstärke. Kinder sind in ihren Schlüssen über die Handlungen Erwachsener von einer unbewußten, aber unbiegsamen Konsequenz. An seine Mutter hatte er geglaubt, wie an Gott. Sie war ihm die Verkörperung der Wahrheit und Treue gewesen. Als sein Vater vor bald 2 Jahren auf den Friedhof getragen wurde, da hatte sie an seinem frisch aufgeworfenen Grabhügel auf den Knien geschworen, fortan nur noch ihrem Kinde leben zu wollen. Dieser leidenschaftliche Schwur hatte auf dieses empfindsame Kind einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. — Nun freite sie einen

ändern, und zu diesem ändern sollte er Vater sagen. — Es war die erste herbe Täuschung, die sein junges Herz erfuhr, und sie kam ihm von derjenigen, die bisher das Ideal seines Herzens gewesen war. — Sie war nicht unfehlbar — ihr Wort war kein festes, unverrückbares Pfand — er konnte nicht mehr an sie glauben. Ein leichtherziges, gutmütiges Kind hätte diese Inkonsequenz gar nicht empfunden — dem frühreifen, leidenschaftlichen, schwächlichen Jungen griff sie ans Leben. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind war zwar äußerlich wieder hergestellt, aber der Schatten, der bei Gastons erstem Besuch zwischen sie gefallen war, schwand nicht mehr.

Wohl aber schwand das junge Leben des zartfühligen Kindes dahin. Die Keime der Krankheit, die seinen Vater so früh dahingerafft, waren durch all diese aufregenden Gemütsbewegungen zur Reife gebracht worden. Eine Erkältung war dazu gekommen, sagten die Ärzte.

Nun schrieb die Mutter an Gaston, sie so rasch wie möglich zu holen, denn sie hoffte alles von dem milden, südlichen Klima, und Felix widersprach ihr nicht mehr. Er lächelte nur, als ob er wüßte, daß er die Sonne Frankreichs niemals sehen würde.

Schon Anfang Juni traf Gaston wieder in Bern ein. Die Witwe empfing ihn am Bahnhof in schwarzen Trauergewändern, auf die er in der Freude des Wiedersehens nicht achtete.

„Und wie geht es Felix?“ waren seine ersten Worte.

„Es geht ihm gut. Komm', ich führe dich zu ihm.“

„Seid Ihr denn umgezogen?“ fragte Gaston, als sie ihn am Lorrainequartier vorüberführte.

„Felix ist umgezogen — seit vorgestern.“

Er verstand und war sprachlos vor Schreck, denn er hatte den Knaben sehr lieb gehabt um seiner selbst und um seiner Mutter willen.

Sie standen an dem kleinen Grabe.

„Weißt du, was seine letzten Worte waren?“

— — — Mutter, er kann dich doch nicht so lieben, wie ich dich geliebt habe.“

„Er war noch ein Kind“, sagte Gaston. „Er verstand noch nichts von Liebe.“

„Glaubst du?“

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie legte ihr Haupt nicht an das treue Herz, das sie so gerne vor jedem Ungemach geborgen hätte.

„Gaston — ich — ich kann dir nicht mehr folgen.“

„Denke an mich — an meinen Schmerz. Hast Du denn nicht auch Pflichten gegen mich übernommen?“ fragte er sanft.

„Verzeih', ich kann nicht. Die beste Liebe — die heiligste — die unbesiegbarste ist doch die Mutterliebe. Ich muß meinem Kinde die Treue halten.“

Und weder Bitten, noch Klagen, noch Vorwürfe konnten sie ändern Sinnes machen.

„Du wirst dich trösten und neue Bande knüpfen“, war ihre einzige Antwort.

„Nie! nie!“

Sie sah ihn an und er verstummte. Hatten ihre Augen ihn nicht schon einmal in derselben untröstlichen Gemütsverfassung gesehen? — Er wagte keinen Einwurf mehr. Was einmal möglich war, konnte es auch zum zweitenmal werden. Er führte sie zu ihrer Wohnung und dort schieden die zwei, die sich fürs Leben hatten vereinigen wollen, mit einem stummen Händedruck. Bevor er abreiste, suchte er noch einmal die beiden Gräber auf, die sein Glück verschlungen hatten. Als er die Pforte des Friedhofs schloß, stand sie urplötzlich vor ihm, in deren sanftes Augenpaar er nicht mehr zu schauen vermeint hatte.

Das menschliche Herz ist Gefühlswandlungen unterworfen, und es ist gut, daß dem so ist. Als er sie heute verlassen hatte, war ihr ihre Vereinsamung mit einer solchen niederschmetternden Wucht zum Bewußtsein gekommen, daß sie noch einmal zum Friedhof hinaus eilen mußte, um sich an das zu klammern, was ihr von ihrem Sohne übrig geblieben war. Und als sie Gaston dort zum zweitenmal begegnete, nahm sie es hin als ein Zeichen, als Gottes Fügung, daß sie ihm folgen solle.

Still legte sie ihre Hand in die seine, und der vereinsamte Mann und die vereinsamte Frau einigten sich zu einem neuen, glücklichen Bunde.

Ende.

Spruch.

Gute Vorsätze, welche man im Unglück faßt, gleichen dem Knoten im Taschentuch: Man vergißt nur zu bald, weshalb sie gemacht waren.